

**MICHAEL BUTTER, ASTRID FRANKE,
HORST TONN (HG.)**

VON SELMA BIS FERGUSON



RASSE UND RASSISMUS IN DEN USA

Aus:

Michael Butter, Astrid Franke, Horst Tonn (Hg.)

Von Selma bis Ferguson – Rasse und Rassismus in den USA

September 2016, 314 Seiten, kart., zahlr. Abb., 29,99 €, ISBN 978-3-8376-3503-4

Was ist aus Martin Luther Kings Vision von einem Amerika der Gleichheit, Gerechtigkeit und Selbstbestimmung geworden? Fünfzig Jahre später haben die USA einerseits ihren ersten afroamerikanischen Präsidenten gewählt, andererseits ist die Alltagserfahrung von Afroamerikaner*innen nach wie vor von Polizei-Brutalität, Ausgrenzung und Rassismus geprägt.

Die Beiträger*innen gehen den Spuren nach, welche die Bürgerrechtsbewegung in den USA hinterlassen hat, und fragen, was Rassismus heute bedeutet. Die kultur- und sozialwissenschaftlichen Artikel stellen zudem aktuelle Organisationsformen und Strategien von politischer Partizipation, Protest und Widerstand vor.

Michael Butter (Prof. Dr.), **Astrid Franke** (Prof. Dr.) und **Horst Tonn** (Prof. Dr.) lehren Amerikanistik an der Universität Tübingen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3503-4

Inhalt

Dank | 7

Einleitung

Michael Butter, Astrid Franke, Horst Tonn | 9

**Die Lange Bürgerrechtsbewegung und
die politische Instrumentalisierung von Geschichte**

Jacquelyn Dowd Hall | 15

**Von der Sklaverei zur Bürgerrechtsbewegung:
Rassenbeziehungen in Amerika, 1770 bis 1945**

Georg Schild | 47

**Was ist aus Martin Luther Kings Traum geworden?
Amerikas schwarze Minderheit seit der Bürgerrechtsbewegung**

Manfred Berg | 73

Lynchmorde und der weiße Süden nach 1945

Christine Knauer | 93

**Der Schatten *Jim Crows*:
Segregation des öffentlichen Raumes in Nashville – damals und heute**

Benjamin Houston | 111

**Der demographische Wandel in den Vereinigten Staaten und
die Zukunft der Obama-Koalition**

Thomas W. Gijswijt | 127

**Detroit, Philadelphia, Baltimore:
Rassenkonflikte in urbanen Brennpunkten**

Horst Tonn | 139

»The Death of the Sixties«?:

Afroamerikanische Geschichte in Colson Whiteheads *John Henry Days*

Astrid Franke | 157

Guess Who's Coming to Dinner:

Liebe zwischen Schwarz und Weiß im amerikanischen Film und Fernsehen

Michael Butter | 173

**Der *War on Drugs*, die Hyperinhaftierung sozial schwacher Afroamerikaner
und Perspektiven der Strafrechtsreform**

Katharina Motyl | 191

***Black Leadership*: Prophetische Stimmen des Widerstands**

Christa Buschendorf | 215

***#BlackLivesMatter*: Protest und Widerstand heute**

Nicole Hirschfelder | 231

Der Fall Michael Brown:

(Symbolische) Polizeigewalt und kollektive Fantasie

Luvena Kopp | 261

Die Bürgerrechtsbewegung in der Langzeitperspektive

Benjamin Hedin | 287

Autorinnen und Autoren | 309

Einleitung

Michael Butter, Astrid Franke, Horst Tonn

Vor etwas mehr als 50 Jahren, im März 1965, setzten afroamerikanische Bürgerrechtler*innen mit dem legendären Demonstrationmarsch von Selma nach Montgomery, Alabama das Wahlrecht für alle US-Bürger*innen durch. Das allein wäre schon Anlass genug, nach dem Erbe der Bürgerrechtsbewegung und dem Stand der Rassenbeziehungen heute zu fragen. Doch die Ereignisse der letzten zwei Jahre haben diese Frage noch dringlicher gemacht. Der Tod des jungen Michael Brown in Ferguson, Missouri löste im Herbst 2014 eine Welle von Protesten im ganzen Land aus. Seitdem haben weitere Fälle von exzessiver Polizeigewalt gegen Afroamerikaner*innen Aufsehen erregt. Der vorliegende Band widmet sich daher der Frage, was aus Martin Luther Kings Vision von einem Amerika der Gleichheit und Selbstbestimmung für alle geworden ist?

Die Beiträge kommen dabei zu einem recht einhelligen Urteil: Mit dem Historiker Manning Marable lassen sich die Rassenbeziehungen in den USA seit den 1960er Jahren als »racial paradox« beschreiben (183). Die Bürgerrechtsbewegung hat die USA zweifellos nachhaltig verändert. Dennoch sind weiterhin viele, vor allem ethnisch markierte Konflikte, Ausgrenzungen und Ungleichheiten unübersehbar. Einerseits gibt es unbestreitbare Fortschritte; andererseits setzt sich die Marginalisierung weiter Teile der afroamerikanischen Bevölkerung fort. Die rechtliche Gleichstellung hat zu einer deutlich gewachsenen schwarzen Mittelklasse beigetragen, und auch unter den gesellschaftlichen Eliten in Politik, Kultur, Bildung und Sport sind Afroamerikaner*innen zunehmend vertreten. Gleichzeitig jedoch bleiben viele Afroamerikaner*innen den destruktiven Mechanismen von Ghettoisierung und Kriminalisierung ausgesetzt. Sie sind weiterhin ausgeschlossen von Bildung und Berufsperspektiven, von anständigem Wohnraum und Gesundheitsversorgung. Und ihr Alltag ist nach wie vor geprägt von vielen subtilen und nicht so subtilen Formen der Ausgrenzung. Denn Rassentrennung und Rassismus gehören nicht der Vergangenheit an, sondern haben sich lediglich verändert. Sie sind verdeckter als die bis in die 1960er Jahre hinein gesetzlich legitimierte Rassentrennung im Süden der USA und unsichtbarer als die einst allgegenwärtigen Schilder »Whites Only« im öffentlichen Raum. Dafür

sind sie aber umso wirkmächtiger, denn sie sind strukturell und institutionell in alle relevanten gesellschaftlichen Handlungsbereiche eingelagert – von der Politik über die Wirtschaft und den Arbeitsmarkt bis zum Bildungssystem.

Anders formuliert: Die Beiträge in diesem Band reflektieren die für viele erstaunliche Beständigkeit der Rassenordnung der USA, die man nach der Bürgerrechtsbewegung eigentlich bedroht, erschüttert und vielleicht sogar beendet geglaubt hatte. Die Vorfälle von Polizeibrutalität in Ferguson und anderswo haben eine breite, nicht mehr nur akademische Öffentlichkeit mit der Tatsache konfrontiert, dass eine als ungerecht und undemokratisch empfundene Ordnung bislang allen großen Bedrohungen (der amerikanischen Revolution, dem Bürgerkrieg, der Rekonstruktion, der Bürgerrechtsbewegung und der Wahl eines afroamerikanischen Präsidenten) mit einer Form von *re-ordering* begegnen konnte, die sie leicht verändert fortbestehen ließ.

Die Artikel in diesem Band gehen auf eine Vorlesungsreihe im Rahmen des *Studium Generale* der Universität Tübingen im Wintersemester 2015/16 zurück. Sie werden ergänzt durch wichtige Diskussionsbeiträge englischsprachiger Kolleginnen und Kollegen, die hier zum ersten Mal in deutscher Übersetzung vorliegen. Zwei dieser Beiträge, die Texte von Jacquelyn Dowd Hall und Benjamin Hedin, bilden den Rahmen des Bandes, weil in ihren Erörterungen der Geschichte und des Erbes der Bürgerrechtsbewegung Ideen formuliert werden, die in vielen der weiteren Beiträge aufgegriffen werden. Diese übrigen Beiträge lassen sich in zwei Gruppen aufteilen, wobei die Grenzen zwischen diesen fließend sind und einige Beiträge zu beiden Gruppen gehören, weshalb auf eine formale Unterteilung verzichtet wurde.

Die Artikel von Georg Schild, Manfred Berg, Christine Knauer, Benjamin Houston und Thomas W. Gijswijt argumentieren aus einer primär geschichtswissenschaftlichen oder politologischen Perspektive. Sie beleuchten verschiedene Aspekte der Rassenbeziehungen und des Rassismus in den USA von der Kolonialzeit (Schild) bis zum gegenwärtigen Präsidentschaftswahlkampf (Gijswijt). Sie leisten Synthesen (Berg) oder konzentrieren sich auf einzelne Orte (Houston) oder Themen (Knauer). Die Beiträge von Horst Tonn, Astrid Franke, Michael Butter, Katharina Motyl, Christa Buschendorf, Nicole Hirschfelder und Luena Kopp behandeln das Thema dagegen vor allem aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Die Beiträge erörtern verschiedene mediale Reflexionen von Rassismus und Rassenbeziehungen (Tonn, Franke, Butter), untersuchen afroamerikanische Protestbewegungen damals und heute (Buschendorf, Hirschfelder), wobei sie einen Schwerpunkt auf die oft übersehene zentrale Rolle von Frauen legen, oder diskutieren die fatalen Folgen der anhaltenden Diskriminierung vor allem afroamerikanischer Männer der Unterschicht durch den Polizeiapparat und das Strafrechtssystem allgemein (Motyl) oder in Hinblick auf den Fall Michael Brown (Kopp).

Was aber bedeutet es, sich 2016 in Deutschland mit der Bürgerrechtsbewegung und dem Rassismus in den USA zu beschäftigen? Wer sich mit einer ande-

ren Kultur auseinandersetzt, tut dies auf der Grundlage eines Vorverständnisses, das sich auch aus der eigenen Geschichte sowie der Geschichte des Verhältnisses der Kulturen speist. Man tut also gut daran zu reflektieren, inwieweit dies unseren Blick lenkt oder auch verstellt. Umgekehrt kann die Beschäftigung mit einer anderen Kultur auch den Blick auf das Eigene schärfen.

Nirgends wird dies greifbarer als bei einem scheinbar nur sprachlichen Problem, mit dem wir uns als Herausgeber beschäftigen mussten: Im amerikanischen Englisch ist das Wort *race* in den öffentlichen Diskussionen zu den in diesem Band besprochenen Themen allgegenwärtig; es wird zumeist in Kontexten gebraucht, in denen es um Afroamerikaner*innen, manchmal auch um die Nachfahren der Ureinwohner, die *Native Americans*, geht, und es wird auch von Mitgliedern dieser Gruppen gebraucht. Die deutsche Entsprechung, das Wort »Rasse«, hingegen ist ein Tabu. Man spricht oft von den negativen Auswirkungen des Konzeptes, also von Rassismus, oder man nennt Annahmen oder Verhalten rassistisch, aber insbesondere im akademischen Kontext spricht man nicht von Rasse. Der Gebrauch durch die Nationalsozialisten hat so deutlich gemacht, dass die Idee von Rasse der Rechtfertigung von Unterdrückung und Vernichtung dient, dass wir uns fast schämen, das Wort zu gebrauchen. Wir erklären zumeist, dass Rasse in Bezug auf Menschen ein scheinbar biologisches Konzept ist, welches Unterschiede wie etwa die Hautfarbe zwischen Menschen hervorhebt, um daraus weitreichende Schlüsse und letztlich auch Wertungen zu ziehen, die gar nicht mehr biologisch zu rechtfertigen sind – kurzum: Rasse gibt es nicht. Man hätte daher das Wort *race* unübersetzt lassen können, so wie viele andere Wörter, für die es keine rechte deutsche Entsprechung gibt (etwa *lunch counter*) oder die, wie etwa *Freedom Riders*, zu feststehenden Begriffen geworden sind.

Dies erschien uns in Hinblick auf *race* aber irreführend und unnötig distanzierend. Auch in den USA diene die Idee von Rasse, *race*, der Legitimation von Unterdrückung, und diese Funktion kann das Wort nicht einfach ablegen. Ein Grund für die Allgegenwart des Wortes in den USA ist, dass viele heute damit eine *soziale* Tatsache meinen: Eine Unterdrückung über Jahrhunderte, die sich über kollektive Vorstellungen von Andersartigkeit rechtfertigte, hat bei den so diskriminierten Menschen Spuren hinterlassen. Über verschiedenste soziale und psychologische Mechanismen hat die Unterdrückung selber eine soziale Wirklichkeit geschaffen, die man nicht verleugnen will, indem man behauptet, es gäbe keine Gruppen mehr, die sich in ihren Handlungen und Gewohnheiten, ihren Ängsten und Hoffnungen, ihren Chancen und Bedrohungen deutlich unterscheiden. Ein ganz entscheidender Faktor dabei ist die Zeit: Selbst wenn mit einem Schlag jede Form der Diskriminierung ein Ende fände und eine Gesellschaft tatsächlich *colorblind* wäre, die Hautfarbe also keine Rolle mehr spielen würde, so würde dies ja nicht die Geschichte der Unterdrückung verändern. Die Erfahrungen, die Menschen gemacht haben, und die Konsequenzen, die sie daraus gezogen haben, das Wissen, das sie sich unter diesen Bedingungen erarbeitet haben, und die Strategien der Gegenwehr, die sie entwickelt haben – all dies wurde von

Generation zu Generation weitergegeben und würde daher nicht plötzlich verschwinden.

Der Begriff »Rasse« nähert sich so dem Begriff der »Kultur« an, und diese Annäherung kann zweierlei Folgen haben: Zum einen kann sie, wie eben dargestellt, unser Verständnis von Unterdrückung und ihren Folgen erweitern. Zum anderen aber wird durch die Engführung sichtbar, dass auch Kultur eine wertende Kategorie sein kann, die von Rasse nie weit entfernt ist. Man muss nur an den Kolonialismus denken. Ein neueres Beispiel, das die Interferenzen der Begriffe im transatlantischen Gebrauch aufzeigen kann, ist ein Artikel auf *Spiegel Online*, der ein Jahr nach der Erschießung von Michael Brown auf dieses Ereignis und seine Folgen zurückblickte:

Die Amerikaner sind aufmerksamer geworden, die Medien wachsamer und die Konsequenzen für die Cops unmittelbarer, auch dank verschärfter Video-Dokumentation. Doch unter dieser Oberfläche meist guter Vorsätze gärt sie ungebrochen, die Erbsünde Rassismus. Sie gärt zum Beispiel in der unerschütterlichen Selbstgerechtigkeit Wilsons [des Polizisten, der Michael Brown erschossen hat], der ausspricht, was viele denken. Sein Fall habe mit Rassismus nichts zu tun, beharrt er: Mike Brown sei ein »Böser« gewesen, er habe ihn »erschießen müssen«. Schlimmer noch: Wilson vergleicht die »bessere Kultur« der Weißen mit der »anderen Kultur« der Schwarzen – und macht Browns »schlechte Erziehung« und Familie mitverantwortlich für seinen gewaltsamen Tod. So klingt Rassismus, der sich selbst verleugnet, der tief im Unterbewusstsein verwurzelt ist. (Pitzke)

Die Diagnose des Rassismus bezieht sich auf eine Äußerung, in der nicht von Rasse die Rede ist, sondern von Kultur und einer schlechten Sozialisierung – Faktoren also, die auch bei uns einem Polizisten leicht von den Lippen gehen können. Tatsächlich ist es nicht abwegig sich vorzustellen, dass in Deutschland jemand über einen auffällig gewordenen Jugendlichen mit Migrationshintergrund sagt, er käme eben aus einer anderen Kultur und habe kein gutes Elternhaus gehabt. Würden wir auch hier scharfsichtig einen verschleierten, aber tief sitzenden Rassismus am Werke sehen, wie es der deutsche Journalist bei Darren Wilson tut?

Jake Halpern, der amerikanische Journalist, der Darren Wilson interviewt hat und auf dessen Artikel im *New Yorker* sich der deutsche Journalist bezieht, vermutet an dieser Stelle wie auch sein deutscher Kollege eine Art Code, »a racial code language«. Wilson will den Eindruck vermeiden, als Rassist zu erscheinen, und vermeidet daher das Wort *race*, um die angenommene Andersartigkeit der Menschen zu bezeichnen. Beide Journalisten schließen allerdings aus der Wahl von »Kultur« als Kategorie, dass diese für Wilson im Grunde genommen »Rasse« bedeute: Wenn man Menschen nicht nach Rasse kategorisiert, sondern nach Religion oder Herkunft, wenn man sie »Fremde« nennt oder »kulturell anders« dann ist dies, so scheint es, nicht grundlegend anders gemeint.

Ein Theorieangebot, das diese Beobachtungen auf abstrakterer Ebene formuliert, lautet: Die Kategorisierung von Menschen ist immer auch ein Ausdruck

von Machtverhältnissen. Dort, wo sie mit Wertungen einhergeht, dienen diese in der Regel der Rechtfertigung dieser Machtverhältnisse. Anders ausgedrückt: Wir diskriminieren Menschen nicht, weil sie anders sind, sondern wir nennen sie anders, weil wir sie diskriminieren. Daraus folgt dann auch, dass die Art der Kategorisierung nicht entscheidend ist, ihre Funktion liegt immer in der Legitimation der Machtverhältnisse. Dieser Gedanke hört sich simpel an, ist es aber nicht.

Die Theorie von der Macht der Kategorisierung ist häufig mit dem Namen Michel Foucault verbunden, wir beziehen uns hier aber auf den deutschen Soziologen Norbert Elias. In seiner empirischen Studie *Established and Outsiders: A Sociological Inquiry into Community Problems* (1965) berichtet er von zwei Gruppen, die in ihren Interaktionen zahlreiche Muster zeigen, wie wir sie mit Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, vielleicht mit Homophobie, aber auch Ausländerfeindlichkeit, Apartheid, mit einem Kastenwesen, oder auch der Feindseligkeit zwischen Klassen, etwa dem Kleinbürgertum und der Unterschicht, verbinden. Die beiden Gruppen der Studie unterscheiden sich weder in körperlichen Merkmalen noch in Religion, Sprache, Einkommen, Bildungsniveau, nationaler oder ethnischer Herkunft. Sie unterscheiden sich »nur« in Hinblick auf das Maß der jeweiligen Abhängigkeit voneinander und damit durch Macht. Elias schließt daraus:

Es scheint, dass Begriffe wie ›rassisch‹ oder ›ethnisch,‹ die in diesem Zusammenhang sowohl in der Soziologie als auch in der breiteren Gesellschaft weithin gebraucht werden, Symptome einer ideologischen Abwehr sind. Durch ihre Verwendung lenkt man die Aufmerksamkeit auf Nebenaspekte dieser Figuration (z.B. Unterschiede der Hautfarbe) und zieht sie ab von dem zentralen Aspekt (den Machtunterschieden). (27)

Rasse, Religion, Nationalität, sexuelle Orientierung, Kultur – diese Begriffe beziehen sich demzufolge auf Merkmale, die nicht wirklich ursächlich für Diskriminierung sind, sondern nur ihrer Legitimation dienen. Damit sind sie in einer gegebenen historischen Situation nicht austauschbar, vermutlich funktionieren sie auch unterschiedlich, etwa in Hinblick auf die scheinbare Plausibilität, die sichtbare Unterschiede vermeintlich schaffen. Aber die Konstellation oder, wie Elias sagen würde, die Figuration zweier Gruppen, ist durchaus übertragbar, und das mag uns helfen zu erkennen, dass Selma oder Ferguson uns doch gelegentlich näher sind, als wir denken.

LITERATURVERZEICHNIS

Elias, Norbert und John L. Scotson. *Etablierte und Außenseiter*. 1965. Übers. Michael Schröter. Frankfurt: Suhrkamp, 1993. Print.

Halpern, Jake. »The Cop.« *The New Yorker*. Condé-Nast-Verlag, 10. und 17. Aug. 2015. Web. 9. Mai 2016.

Marable, Manning. *Race, Reform, and Rebellion: The Second Reconstruction and Beyond in Black America, 1945-2006*. 3., überarbeitete Auflage. Jackson, MS: UP of Mississippi, 2007. Print.

Pitzke, Marc. »Unruhen in Ferguson: Verwundet und Vergessen«. *Spiegel Online*. Spiegel-Gruppe, 7. Aug. 2015. Web. 9. Mai 2016.